

dtv

Napoleon steht auf der Höhe seiner Macht, als die bosnische Kleinstadt Travnik ins Visier der Weltmächte gerät. Bosnien – wie fast der ganze Balkan – gehört zum Osmanischen Reich, in Travnik residiert ein Wesir des Sultans. Als ein französischer und ein österreichischer Konsul in die Stadt entsandt werden, wird sie zum Schauplatz internationaler Diplomatie. Beide buhlen in erbitterter Konkurrenz um die Gunst des Sultans, halten es aber letztlich nur miteinander aus. In diesem 1942 vollendeten Roman setzte der Nobelpreisträger Ivo Andrić nicht nur seiner Heimatstadt ein Denkmal, sondern zeigt auch auf unnachahmliche Weise, wie der Lauf der Welt sich im Schicksal jedes Einzelnen spiegelt.

Ivo Andrić, 1892 in Travnik/Bosnien (damals zu Österreich-Ungarn gehörend) geboren und 1975 in Belgrad gestorben, studierte Slawistik und Geschichte in Zagreb, Wien, Krakau und Graz. Von 1920 an war er als Diplomat in verschiedenen Ländern tätig, zuletzt als Gesandter in Berlin. 1941 schied er aus dem diplomatischen Dienst aus. 1961 erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

Ivo Andrić

Wesire und Konsuln

Roman

Deutsch von Hans Thurn,
überarbeitet von
Katharina Wolf-Grieffhaber

Mit einem Nachwort von
Karl-Markus Gauß

dtv

Von Ivo Andrić ist bei dtv außerdem lieferbar:
Die Brücke über die Drina (14235)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags Wien

© The Ivo Andrić Foundation, Beograd, Serbia

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Titel der serbischen Originalausgabe: *Travnička hronika*

Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung des Bildes

›Landschaft am Fluss Oglio‹ (1810)

von Marco Gozzi (akg-images/MPortfolio/Electa)

Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

(Satz nach einer Vorlage des Paul Zsolnay Verlags)

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14647-0

Wesire und Konsuln

Prolog

Am Ende des Travniker Basarviertels steht unterhalb der kühlen und rauschenden Quelle des Šumeć-Baches seit Menschengedenken »Lutvos kahva«. An Lutvo, den ersten Eigentümer des kleinen Kaffeehauses, können sich selbst die ältesten Leute nicht mehr erinnern; er ruht schon mindestens hundert Jahre auf einem der rings um Travnik verstreuten Friedhöfe, aber alle gehen »zu Lutvo« ihren Kaffee trinken, und sein Name lebt in aller Munde, wo die Namen so vieler Sultane, Wesire und Begs längst vergessen sind. Im Garten des kleinen Kaffeehauses, dicht unter der Felswand, am Fuß des Berges, gibt es, etwas abseits und erhöht, ein schattiges Plätzchen, wo eine alte Linde wächst. Um diese Linde sind zwischen Felsen und Gestrüpp niedrige Bänke von unregelmäßiger Form eingefügt, auf denen man gerne sitzt und von denen man schwer aufsteht. Sie sind durch die Jahre und die ständige Beanspruchung abgenutzt und verzogen und mit dem Baum, der Erde und dem Gestein ringsum völlig verwachsen und eins geworden.

Während der Sommermonate, also von Anfang Mai bis Ende Oktober, ist dies nach uralter Sitte der Ort, an dem sich nachmittags um die Zeit der Ikindija die Begs von Travnik versammeln und mit ihnen andere Männer von hohem Ansehen, die zu ihrem Kreis Zutritt haben. Zu dieser Stunde würde sich kein anderer Stadtbewohner unterstehen, auf der kleinen Erhöhung zu sitzen und Kaffee zu trinken. Das Plätzchen wird Sofa genannt. Auch dieses Wort hat im Travniker Volksmund seit Generationen eine feste gesellschaftliche und politische Bedeutung, denn was in der Sofa-Runde gesagt, besprochen und beschlossen wird, gilt beinahe ebenso viel, als wäre es im Diwan des Wesirs, im Kreis der Ajanen, entschieden worden.

Auch heute sitzen hier etwa zehn Begs, obwohl der Himmel bewölkt ist und sich ein Wind erhoben hat, der um diese Jahreszeit Regen bringt. Es ist der letzte Freitag im Oktober 1806. Die Begs auf ihren Plätzen unterhalten sich leise; die meisten verfolgen nachdenklich das Spiel von Sonne und Wolken und hüsteln ab und zu missgestimmt.

Das Gespräch dreht sich um eine große Neuigkeit.

Einer von ihnen, ein gewisser Sulejman-Beg Ajvaz, der in diesen Tagen in Geschäften nach Livno gereist war, hat dort mit einem ernst zu nehmenden Mann aus Split gesprochen und von ihm eine Nachricht erfahren, die er den Begs jetzt mitteilt. Die Sache ist den Männern nicht ganz klar, sie erkundigen sich nach Einzelheiten und bitten ihn, das Gesagte zu wiederholen. Sulejman-Beg erzählt nun ausführlich:

»Hört, wie es war! Der Mann fragt mich ganz freundlich: ›Bereitet ihr euch in Travnik auf Gäste vor?‹ ›Wir? Nein!‹, antworte ich. ›Uns liegt nichts an Gästen.‹ ›Ob euch daran liegt oder nicht!‹, meint er darauf, ›ihr müsst euch wohl oder übel auf welche einstellen, weil ein französischer Konsul zu euch kommen wird! Bunaparte hat von der Pforte in Stambul verlangt, der Entsendung eines französischen Konsuls zuzustimmen, der in Travnik ein Konsulat eröffnen und dort seinen Sitz haben soll! Die Genehmigung ist bereits erteilt. Noch in diesem Winter könnt ihr mit dem Konsul rechnen.‹ Ich gebe dem Gespräch eine scherzhafte Wendung: ›Hunderte von Jahren haben wir ohne jeden Konsul gelebt, wir können es auch künftig, und was soll ein Konsul in Travnik schon anfangen?‹ Aber er bleibt dabei: ›Ihr könnt gelebt haben, wie ihr wollt, jetzt müsst ihr mit einem Konsul leben! Die Zeiten haben sich gewandelt. Der Konsul wird sich schon eine Arbeit finden; er wird an der Seite des Wesirs sitzen, Befehle erteilen, Anordnungen treffen und beobachten, wie sich die Begs und die Agas benehmen, was die Rajah treibt, und alles dem Bunaparte melden.‹ ›Das

hat es noch nie gegeben und kann es nie geben!«, widerspreche ich dem Ungläubigen. »Noch kein Mensch hat die Nase in unsere Angelegenheiten stecken können, also wird es auch der nicht!« »Schön wär's! Seht zu, wie ihr zurechtkommt«, sagt er zu mir, »den Konsul müsst ihr jedenfalls aufnehmen, denn was Bunaparte fordert, hat bisher noch keiner abgelehnt, und das wird auch die Regierung in Stambul nicht. Passt auf: Sobald Österreich sieht, dass ihr den französischen Konsul aufgenommen habt, wird es darauf bestehen, dass ihr auch einen Konsul von ihm ins Land lasst, und dann kommt Russland ...« »Halt, das geht zu weit, mein Freund«, falle ich ihm ins Wort, aber er schmunzelt nur, der Schuft, der katholische, und fasst sich an den Schnurrbart: »Den darfst du mir abschneiden, wenn es nicht genau so kommt, wie ich voraussage, oder wenigstens so ähnlich.« Das, liebe Leute, habe ich gehört, und es geht mir nicht aus dem Sinn«, schließt Ajvaz seinen Bericht.

In der gegenwärtigen Lage – das französische Heer steht bereits seit einem Jahr in Dalmatien, und in Serbien wollen die Aufstände kein Ende nehmen – genügt so ein vages Gerücht, um die ohnehin besorgten Begs zu beunruhigen und zu verunsichern. Sie zermartern sich die Köpfe, obwohl man es ihren Gesichtern und den Rauchwolken, die sie friedlich ausstoßen, nicht ansieht. Sie reden langsam und unentschlossen, einer nach dem anderen, und rätseln, wie viel an den Gerüchten wahr und wie viel erlogen und was zu unternehmen sei, um der Sache auf den Grund zu gehen und sie vielleicht noch im Keim zu ersticken.

Die einen vertreten die Ansicht, es handle sich um frei erfundene oder aufgebauschte Geschichten, mit denen sie jemand aus der Ruhe bringen und ängstigen wolle. Die anderen wiederum stellen verbittert fest, so seien nun einmal die Zeiten, und in Stambul, in Bosnien und auf der ganzen Welt geschähen derartige Dinge, man dürfe sich daher über nichts mehr

wundern, sondern müsse auf alles gefasst sein. Die Dritten endlich trösten sich damit, dass es sich um Travnik handle – Travnik!, nicht um irgendein Provinznest oder einen elenden Marktflücken, und ihnen das, was den anderen zustoße, nicht zustoßen müsse und könne.

Jeder sagt etwas, nur um etwas zum Gespräch beizutragen, aber keiner will sich festlegen, denn alle warten darauf, was der Älteste unter ihnen sagen wird. Dieser Älteste ist Hamdi-Beg Teskeredžić, ein stattlicher Greis, langsam in seinen Bewegungen, doch immer noch kräftig und von riesenhaften Körpermaßen. Er hat an vielen Kriegszügen teilgenommen, Verwundungen erlitten und Gefangenschaften überstanden, außerdem ist er Vater von elf Söhnen und acht Töchtern und verdankt ihnen eine zahlreiche Nachkommenschaft. Bart und Schnurrbart sind schütter, das scharf und regelmäßig geschnittene Gesicht gebräunt und voller Narben und blauer Brandmale, die von einer lange zurückliegenden Pulverexplosion herrühren. Die schweren bleifarbenen Lider hängen herab. Er spricht langsam, aber klar.

Schließlich unterbricht Hamdi-Beg mit seiner erstaunlich jungen Stimme das Rätselraten, die Mutmaßungen und die Befürchtungen:

»Jetzt einmal ruhig, wir wollen doch nicht, wie man sagt, dem Hadschi nachtrauern, ehe er gestorben ist, und die Leute unnötig aufregen. Man muss Augen und Ohren offen halten, sich alles gut merken, aber man braucht sich nicht gleich alles zu Herzen zu nehmen. Wer weiß schon, was es mit diesen Konsuln auf sich hat? Sie kommen oder kommen nicht. Aber selbst wenn sie kommen, wird die Lašva nicht andersherum fließen, sondern in ihrer bisherigen Richtung. Wir sitzen hier auf unserem eigenen Grund und Boden, aber jeder Ankömmling steht auf fremder Erde, und sein Aufenthalt ist nicht von langer Dauer. Ganze Heere sind schon in unser Land

eingefallen, halten konnten sie sich niemals lange. Viele sind gekommen, um hier Fuß zu fassen, aber sie haben immer wieder Reißaus genommen, und genauso wird es auch jetzt geschehen, falls sie überhaupt kommen. Noch hat sich keiner blicken lassen. Und was der dort in Stambul gefordert hat, muss noch lange keine ausgemachte Sache sein. Manch einer hat schon sonst was verlangt, aber nicht jeder Wunsch geht in Erfüllung ...«

Nachdem er die letzten Worte verärgert ausgesprochen hat, hält Hamdi-Beg inne, stößt in vollkommener Stille eine Rauchwolke aus und fährt fort:

»Und selbst wenn es dazu kommt! Man muss abwarten, wie es sich entwickelt und wie lange es anhält. Noch kein Feuer hat bis zum Morgengrauen gebrannt, also auch nicht das Feuer dieses ... dieses ...«

Hier räuspert sich Hamdi-Beg, er hustet, seinen Zorn unterdrückend, und vermeidet so, den Namen Bunaparte auszusprechen, der in allen Gehirnen herumspukt und allen auf der Zunge liegt.

Keiner sagt mehr ein Wort, und das Gespräch über die jüngste Neuigkeit ist damit beendet.

Die Sonne wird plötzlich ganz von Wolken verdeckt, und eine heftige, kühle Bö erhebt sich. Metallen raschelt das Laub in den Pappeln am Wasser. Ein eisiger Schauer, der durch das ganze Travniker Tal fährt, kündigt an, dass die Zusammenkünfte und Beratungen der Sofa-Runde für dieses Jahr ein Ende haben. Nacheinander erheben sich die Begs, verabschieden sich stumm und gehen nach Hause.

Anfang des Jahres 1807 begannen sich in Travnik ungewöhnliche und bis dahin unbekannte Dinge abzuspielden.

Niemand hatte in Travnik jemals auch nur im Entferntesten daran gedacht, die Stadt sei für ein normales Leben und alltägliche Vorkommnisse geschaffen worden. Niemand, nicht einmal der letzte Bauertrampel am Fuß des Vilenica-Berges. Das Grundgefühl, sie, die Travniker, seien anders als die übrigen Menschen und zu etwas Besserem und Höherem geboren und berufen, hatte sich mit dem kalten Wind vom Vlašić, mit dem mineralhaltigen Wasser des Šumeć-Baches und mit dem süßen Weizen von den Sonnenhängen rund um Travnik in jedes menschliche Wesen eingenistet und es nie verlassen, weder im Schlaf noch im Elend, noch in der Todesstunde.

Das galt vor allem für die Türken, die in der eigentlichen Stadt wohnten. Aber selbst die Rajah aller drei Religionen, die verstreut über die steilen Abhänge der Umgebung oder zusammengepfercht im abseits gelegenen Vorort lebte, war von diesem Gefühl erfüllt, allerdings auf ihre Art und ihren Verhältnissen entsprechend. Das galt auch für die Stadt selbst, deren Lage und Gliederung etwas Außergewöhnliches, Ureigenes und Stolzes hatten.

Ihre Stadt, das ist in Wirklichkeit eine enge und tiefe Schlucht, im Laufe der Zeit von Generationen aufgebaut und bebaut, ein befestigter Durchgang, in dem die Menschen geblieben waren, um für immer darin zu wohnen und sich ihm durch die Jahrhunderte hindurch anzupassen und umgekehrt ihn sich. Zu beiden Seiten der Stadt stürzen die Berghänge schroff ab und treffen sich in einem spitzen Winkel im Tal, wo kaum Platz für den schmalen Fluss und die

Straße daneben bleibt. So gleicht alles einem halb aufgeschlagenen Buch, auf dessen beiden Seiten links und rechts, wie Bilder, Gärten, Gassen, Häuser, Äcker, Friedhöfe und Moscheen liegen.

Kein Mensch hat je ausgerechnet, wie viele Sonnenstunden die Natur dieser Stadt vorenthalten hat, aber ohne Zweifel geht die Sonne hier später auf und zeitiger unter als in irgendeiner der zahllosen bosnischen Städte und Städtchen. Das bestreiten selbst die Travniker nicht, aber dafür behaupten sie, die Sonne scheine, solange sie scheint, nirgends so wie über ihrer Stadt. In diesem engen Tal, durch das tief unten die Lašva fließt und auf dessen Seiten die Quellen, Wasserrinnen und Bäche ein buntes Muster bilden, in diesem feuchten und ewig zugigen Tal gibt es fast nirgends einen richtigen Weg oder ebenen Platz, auf den man frei und ohne Bedenken seinen Fuß setzen könnte. Alles ist abschüssig und holprig, durchkreuzt und durchflochten, zusammengehalten oder zerrissen von Privatwegen, Zäunen, Sackgassen, Gärten und Pförtchen, Friedhöfen oder Gebetshäusern.

Hier am Wasser, dem geheimnisvollen, unsteten, gewaltigen Element, kommen die Travniker zur Welt und sterben, Generation um Generation. Hier wachsen sie auf, schwächlich und blassgesichtig, aber zäh und allem gewachsen; hier leben sie, den Konak des Wesirs vor Augen, stolz, schlank, geschmeidig, wählerisch und weise; hier gehen sie ihren Geschäften nach und bringen es zu Wohlstand oder hocken müßig herum und leben in Armut, alle aber sind sie zurückhaltend und vorsichtig, kennen kein lautes Lachen, aber verstehen es zu spotten, reden wenig, doch lieben es, über andere zu tuscheln; ist ihre Zeit gekommen, werden sie hier auch bestattet, jeder nach seinem Glauben und seinen Gebräuchen, auf den von Überschwemmungen bedroh-

ten Friedhöfen, und machen so einer neuen, ihnen ähnelnden Generation Platz.

So lösen sich die Geschlechter ab und vererben einander nicht nur die vorbestimmten körperlichen und seelischen Eigenheiten, sondern auch den Boden und den Glauben, nicht nur das angestammte Gefühl für Maß und Grenze, nicht nur die Vertrautheit mit allen Gassen, Pforten und Pfaden ihrer labyrinthartigen Stadt, sondern auch ihre angeborene Kenntnis der Welt und der Menschen überhaupt. Mit all dem kommen die Travniker Kinder zur Welt, vor allem aber mit ihrem Stolz. Der Stolz ist ihre zweite Natur, eine lebendige Triebkraft, die sie durch das ganze Leben begleitet und bewegt und ihnen ein sichtbares Zeichen aufdrückt, das sie von allen anderen Menschen unterscheidet.

Ihr Stolz hat nichts mit der naiven Überheblichkeit reich gewordener Bauern oder kleiner Provinzler gemein, die sich, mit sich selbst zufrieden, offen brüsten und lauthals rühmen. Im Gegenteil, er ist völlig verinnerlicht; eher ein drückendes Erbe und eine qualvolle Verpflichtung gegenüber sich selbst, der Familie und der Stadt oder, genauer gesagt, gegenüber der hohen, stolzen und unerreichbaren Vorstellung, die sie von sich selbst und von ihrer Stadt hegen.

Allerdings hat jedes menschliche Gefühl sein Maß und seine Grenze, selbst das Gefühl der eigenen Größe. Gewiss, Travnik ist die Stadt des Wesirs, und in ihr leben vornehme, saubere, maßvolle und kluge Menschen, ausersehen, sogar mit dem Sultan zu reden, aber auch für die Travniker hat es Tage gegeben, an denen ihnen ihr Ansehen zum Hals heraushing und sie sich im Stillen wünschten, ruhig und sorglos zu leben, in einem der ganz gewöhnlichen, ruhmlosen Städtchen, die weder in den großen Plänen der Herrscher noch bei Konflikten zwischen Staaten vorkommen, und die

nicht im Brennpunkt der Weltereignisse und auf dem Weg von berühmten und wichtigen Männern liegen.

Es waren Zeiten angebrochen, die nichts Angenehmes erhoffen und nichts Gutes erwarten ließen. Deshalb wünschten sich die stolzen und schlaun Travniker, dass gar nichts passieren sollte, dass sie, solange es ging, ohne Umwälzungen und Überraschungen leben konnten. Was kann denn Gutes kommen, wenn die Herrscher zerstritten sind, die Völker bluten und die Länder brennen? Ein neuer Wesir? Der wird um nichts besser, sondern eher schlechter sein als sein Vorgänger; sein Gefolge kennt man noch nicht, sicher ist es zahlreich und ausgehungert und stellt weiß Gott was für neue Ansprüche. (»Der beste Wesir war jener, der nur bis Priboj kam und von dort wieder nach Stambul zurückkehrte und seinen Fuß niemals auf bosnischen Boden setzte.«) Ein Ausländer? Ein angesehener Reisender vielleicht? – Auch was man von ihnen zu halten hat, weiß man. Sie hinterlassen in der Stadt ein wenig Geld und ein paar Geschenke, aber kaum sind sie weg, jagt man ihnen nach oder führt schon am nächsten Tag Verhöre und Ermittlungen durch: Wer und was sie gewesen seien, bei wem sie übernachtet und mit wem sie geredet hätten? Bis du dich herausgewunden und alles von dir abgeschüttelt hast, bist du arg gebeutelt und das Zehnfache deines Gewinns los. Oder ein Spitzel? Oder irgendein Beauftragter unbekannter Mächte mit zwielichtigen Absichten? Schließlich weiß man nie, wer was im Schilde führt und wer wessen Werkzeug ist.

Kurzum, heutzutage gibt es nichts Gutes. Man will das bisschen Brot, das einem geblieben ist, verzehren und die Tage, die man noch vor sich hat, in dieser vornehmsten Stadt der Erde in Frieden verleben. Gott bewahre uns vor Ruhm, vor wichtigen Gästen und großen Ereignissen!

Das ist, was die angesehenen Travniker in den ersten Jah-

ren des 19. Jahrhunderts insgeheim dachten und wünschten, aber es versteht sich von selbst, dass sie es für sich behielten, denn jeder Travniker muss einen langen, verschlungenen, schwer passierbaren Weg zurücklegen, bis er seine Wünsche und Gedanken auch klar oder vernehmlich äußert.

Aber Ereignisse und Veränderungen gab es in letzter Zeit, also um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, viele und mannigfaltige. Von allen Seiten brachen sie herein, prallten gegeneinander und wirbelten durch Europa und das große Türkenreich, sodass sie sogar bis in diesen Talkessel vordrangen, wo sie zum Stehen kamen wie Sturzbäche oder Anschwemmungen.

Schon seitdem sich die Türken aus Ungarn zurückgezogen hatten, waren die Beziehungen zwischen Türken und Christen immer schwieriger und verwickelter und die allgemeinen Verhältnisse immer schlechter geworden. Die Krieger des Großreiches, die Agas und Spahis, die ihre reichen Besitzungen in den fruchtbaren Ebenen Ungarns hatten aufgeben und in ihr enges und karges Land zurückweichen müssen, waren verbittert und grollten allem Christlichen, gleichzeitig aber vermehrten sie die Zahl der hungrigen Mäuler, während die Zahl der arbeitenden Hände unverändert blieb. Dieselben Kriege des 18. Jahrhunderts, die die Türken aus den benachbarten christlichen Ländern hinausgedrängt und nach Bosnien zurückgetrieben hatten, lösten andererseits bei der christlichen Rajah kühne Hoffnungen aus und eröffneten ihr ungeahnte Horizonte, was nicht ohne Auswirkungen auf die Beziehungen der Rajah zu den »regierenden türkischen Herren« bleiben konnte. Beide Lager, sofern man in dieser Phase der Auseinandersetzung schon von zwei Lagern reden konnte, kämpften auf ihre Weise und mit den Mitteln, die den Umständen und der Zeit entsprachen. Die Türken arbeiteten mit Druck und Gewalt,

die Christen wiederum mit Geduld, List und Verschwörung oder der Bereitschaft zur Verschwörung; den Türken ging es um die Verteidigung ihrer Lebensrechte und ihrer Art zu leben, den Christen um die Erlangung der gleichen Rechte. Die Rajah empfand die Türken immer mehr als drückende Last, während die Türken verbittert feststellten, dass die Rajah aufzubegehren begann und nicht mehr dieselbe war wie einst. Durch den Zusammenprall so entgegengesetzter Interessen, religiöser Überzeugungen, Bestrebungen und Hoffnungen entstand ein verknötetes Knäuel, das durch die langen Kriege der Türken mit Venedig, Österreich und Russland nur noch verwickelter und verworrener wurde. Immer beklemmender und düsterer wurde es in Bosnien, die Konflikte häuften sich, das Leben wurde noch schwerer, Ordnung und Sicherheit gingen mehr und mehr zurück.

Der Beginn des 19. Jahrhunderts brachte den Aufstand in Serbien als sichtbares Zeichen neuer Zeiten und neuer Kampfweisen. Das Knäuel in Bosnien wurde noch fester und unentwirrbarer.

Mit der Zeit bereitete dieser Aufruhr in Serbien dem ganzen türkischen Bosnien und auch der Stadt Travnik immer neue Sorgen und Scherereien, Schäden, Auslagen und Verluste, allerdings mehr dem Wesir, den Behörden und den übrigen bosnischen Städten als den Travniker Türken selbst, die keinen einzigen Feldzug für groß und bedeutend genug erachteten, um für ihn ihr Vermögen oder gar ihre Person aufs Spiel zu setzen. Über den »Aufstand des Karadjordje«¹ sprachen die Travniker mit gezwungener Geringschätzung, so wie sie auch für das Heer, das der Wesir gegen die Serben aussandte und das die zaudernden und zerstrittenen Ajanen

1 Karadjordje – deutsch: Schwarzer Georg; Führer mehrerer serbischer Aufstände zu Beginn des 19. Jahrhunderts. (A. d. Ü.)

nur säumig und in ungeordneten Haufen in die Umgebung von Travnik führten, immer gleich ein spöttisches Wort auf der Zunge hatten.

Die napoleonischen Kriege in Europa boten den Travnikern schon einen würdigeren Gesprächsstoff. Anfangs sprachen sie über diese Kriege wie über ferne Ereignisse, die man deutet und erörtert, die aber mit ihrem tatsächlichen Leben nichts zu tun haben und nichts zu tun haben können. Der Einmarsch der französischen Truppen in Dalmatien rückte diesen *Bunaparte* aus den Geschichten überraschend in die greifbare Nähe von Bosnien und Travnik.

Um dieselbe Zeit traf der neue Wesir, Husref Mechmed-Pascha, in Travnik ein und brachte Verehrung für Napoleon und Interesse für alles mit, was französisch war, und zwar, wie die Travniker fanden, in einem weit größeren Maße, als es sich für einen Osmanen und Statthalter des Sultans gehörte. All das beunruhigte und ärgerte die Travniker Türken, und sie begannen sich über Napoleon und seine Taten in kurzen und nichtssagenden Sätzen zu äußern oder nur mit einem stolzen und verächtlichen Verziehen des Mundes. Das half ihnen jedoch nicht, sich gänzlich gegen *Bunaparte* abzusichern und sich aus den Ereignissen herauszuhalten, die sich mit wundersamer Geschwindigkeit um ihn ausbreiteten, wie Wellenkreise um ihren Mittelpunkt, und wie ein Feuer oder eine Seuche den Fliehenden ebenso ereilten wie jenen, der sich nicht von der Stelle rührt. Dieser ihnen unbekannte und unsichtbare Eroberer schleuderte auch auf Travnik wie auf so viele andere Städte der Welt Unruhe, Bewegung und Aufregung. Der harte und schallende Name *Bunaparte* sollte auf Jahre hinaus auch durch das Travniker Tal tönen, und die Travniker würden die kantigen und knorrigen Silben wohl oder übel oft wiederkauen; er sollte ihnen noch lange in den Ohren sausen und vor den

Augen flimmern. Denn die Zeiten der Konsuln waren angebrochen.

Alle Travniker ohne Unterschied lieben es, sich gleichmütig zu geben und unempfindlich zu wirken. Aber die Nachrichten von der Ankunft der Konsuln, bald eines französischen, bald eines österreichischen, bald eines russischen, bald aller drei zusammen, riefen bei ihnen Hoffnungen oder Sorgen hervor, weckten Wünsche und Erwartungen, und all das ließ sich nicht ganz verheimlichen, sondern brachte Bewegung in die Gemüter und Leben in die Gespräche.

Kaum einer von ihnen wusste, was diese Gerüchte bedeuteten, die schon seit dem Herbst im Umlauf waren, und keiner konnte sagen, was für Konsuln da kommen sollten und was sie in Travnik zu tun hätten. Eine Neuigkeit und ein nicht alltägliches Wort genügten unter den aktuellen Umständen, um die Phantasie der Bevölkerung anzuregen, um Gerede und Gerate zu entfachen, ja mehr noch: um Zweifel und Ängste, viele geheime Wünsche und Gedanken auszulösen, die man in sich trug, aber weder mit Worten noch mit Gebärden verriet.

Die einheimischen Türken waren, wie wir gesehen haben, besorgt und sprachen missmutig von der möglichen Ankunft der Konsuln. Allem gegenüber, was aus dem Ausland kam, argwöhnisch und gegen alles Neue voreingenommen, hofften die Türken im Stillen immer noch, dass es sich um üble Gerüchte und schlimme Vorzeichen handle und dass die Konsuln womöglich gar nicht kämen oder dass sie, wenn sie kämen, schließlich mit den schlimmen Zeiten, die sie hergebracht hatten, auch wieder verschwänden.

Die Christen hingegen, Katholiken wie Orthodoxe, freuten sich über solche Neuigkeiten und verkündigten und verbreiteten sie von Mund zu Mund, verstohlen und flüsternd, denn sie fanden in ihnen Anlass zu vagen Hoffnungen und